EXKLUSIVE
LESEPROBE
Victoria
Mas
Die
Tanzenden
Roman
PIPER

VICTORIA MAS,

1987 in Le Chesnay geboren, ist die Tochter der französischen Popsängerin Jeanne Mas. Sie hat acht Jahre lang in den USA gelebt und dort als Script Supervisor, Standfotografin und Übersetzerin beim Film gearbeitet. Zurück in Paris, studierte sie Literatur an der Sorbonne und ist heute als freie Autorin und Journalistin tätig.
Ihr Debüt »Die Tanzenden« hat sich innerhalb kürzester Zeit in acht Sprachen verkauft.

EUGÉNIE

20. Februar 1885

Seit drei Tagen schneit es. In der Luft sehen die Flocken wie Perlenvorhänge aus. Auf den Gehwegen und in den Parks liegt eine weiße, knirschende Schicht aus Schnee, der kleben bleibt an den Pelzmänteln und den Stiefeln, die durch ihn hindurchstapfen.

Die Clérys, mit dem Abendessen befasst, achten nicht mehr auf die Flocken, die gemächlich hinter den Fenstertüren fallen und auf dem weißen Teppich des Boulevards Haussmann niedergehen. Auf ihre Teller konzentriert, zerschneiden die fünf Familienmitglieder das rote Fleisch, das der Diener ihnen serviert hat. Die Decke über ihren Köpfen ist mit Stuck verziert. In der Wohnung, die der Pariser Bourgeoisie alle Ehre macht, drängen sich Möbel und Gemälde, Kronleuchter, Kerzenhalter und Gegenstände aus Marmor und Bronze. Es ist ein früher Abend, wie die Clérys ihn oft begehen: Auf den Porzellantellern klappert das Besteck, die Stuhlbeine knarzen unter den Bewegungen der Sitzenden, und im Kamin prasselt das Feuer, das der Diener immer wieder mit dem Haken schürt.

Schließlich ertönt in der Stille die väterliche Stimme.

»Ich hatte heute Besuch von Fochon. Die Erbschaft sei-

ner Mutter hat ihn nicht sonderlich zufriedengestellt. Er hatte gehofft, das Schloss in der Vendée zu bekommen, aber das hat seine Schwester geerbt. Seine Mutter überlässt ihm nur das Appartement in der Rue Rivoli. Was für ein armseliges Trostpflaster!«

Der Vater sieht nicht von seinem Teller auf. Nun, da er gesprochen hat, dürfen auch die anderen das Wort ergreifen. Eugénie schaut kurz zu ihrem Bruder, der ihr mit gesenktem Kopf gegenübersitzt. Sie nutzt die Gelegenheit.

»In der Stadt erzählt man sich, Victor Hugo sei gesundheitlich sehr angegriffen. Weißt du irgendetwas darüber, Théophile?«

Überrascht sieht ihr Bruder auf, während er weiter sein Fleisch kaut.

»Nicht mehr als du.«

Auch der Vater blickt nun seine Tochter an. Er bemerkt ihren vor Ironie sprühenden Blick nicht.

»Wo in Paris hörst du solche Sachen?«

»Bei den Zeitungsverkäufern. In den Cafés.«

»Ich schätze es nicht, dass du dich in Cafés herumtreibst. So etwas schickt sich nicht.«

»Ich gehe nur zum Lesen dorthin.«

»Selbst wenn. Und erwähne gefälligst nicht den Namen dieses Mannes in unserem Haus. Er ist alles andere als ein Republikaner, auch wenn gewisse Leute das behaupten.«

Die Neunzehnjährige verkneift sich ein Lächeln. Würde

sie ihren Vater nicht provozieren, ließe sich dieser nicht mal dazu herab, sie anzusehen. Sie weiß, dass ihr Leben den Patriarchen erst interessieren wird, wenn jemand aus ebenso gutem Hause wie ihrem, was heißt aus einer Anwalts- oder Notarsfamilie, um ihre Hand anhält. Das ist der einzige Wert, den sie in den Augen ihres Vaters je haben wird – ein Wert als Ehefrau. Eugénie kann sich schon jetzt seine Wut vorstellen, wenn sie ihm beichten wird, dass sie nicht vorhat zu heiraten. Ihre Entscheidung steht seit Langem fest. Denn nichts liegt ihr ferner, als ein Leben zu führen wie das ihrer Mutter, die zu ihrer Rechten sitzt – ein Leben, das sich auf die Wände eines bürgerlichen Appartements beschränkt, das dem Zeitplan und den Entscheidungen eines Mannes unterworfen ist, ein Leben ohne Ambition oder Leidenschaft, ein Leben, in dem man stets nur das eigene Bild im Spiegel betrachtet – vorausgesetzt, sie erkennt sich dann noch –, ein Leben, dessen einziger Zweck es ist, Kinder zu bekommen, und in dem es höchstens noch darum geht, die Kleidung für den jeweiligen Tag auszuwählen. Das alles will sie auf keinen Fall. Stattdessen will sie alles andere.

Links neben ihrem Bruder sitzt ihre Großmutter väterlicherseits und lächelt ihr zu. Der einzige Mensch in der Familie, der sie so sieht, wie sie wirklich ist: voller Zuversicht und Stolz, blass und dunkelhaarig, mit einer Denkerstirn, wachen Augen und einem dunklen

Fleck in der linken Iris, eine stille Beobachterin, die sich alles merkt – und vor allem nicht eingeschränkt werden will, weder in ihrem Wissensdrang noch in ihren Zukunftsabsichten – und die in diesem Punkt derart kompromisslos ist, dass es einem zuweilen ganz bange um sie wird.

Vater Cléry sieht zu Théophile, der noch immer mit großem Appetit isst. Wenn er sich an seinen Ältesten wendet, wird der väterliche Ton milder.

»Théophile, konntest du die neuen Bücher durcharbeiten, die ich dir gegeben habe?«

»Nicht ganz, ich habe noch ein bisschen Lesestoff aufzuholen. Ich fange im März damit an.«

»In drei Monaten beginnt deine Ausbildung in der Kanzlei, ich will, dass du den Stoff bis dahin wiederholt hast.«

»Wird erledigt. Da fällt mir ein, morgen Nachmittag bin ich nicht hier. Ich gehe in einen Debattiersalon. Der junge Fochon wird übrigens auch da sein.«

»Aber gewiss doch, betätige deinen Geist. Frankreich braucht eine Jugend mit Verstand. Erwähne bloß nicht die Erbschaft seines Vaters, das würde ihn nur belasten.«

Eugénie blickt ihren Vater an.

»Wenn Sie von einer Jugend mit Verstand sprechen, meinen Sie Jungen und Mädchen, nicht wahr, Papa?«

»Ich habe dir schon einmal gesagt: Frauen haben in der

Öffentlichkeit nichts zu suchen.«

»Wie traurig wäre ein Paris, das nur aus Männern besteht.«

»Genug, Eugénie.«

»Männer sind immer so ernst, sie wissen nicht, wie man sich amüsiert. Frauen können ernst sein, aber sie können auch lachen.«

»Widersprich mir nicht.«

»Ich widerspreche Ihnen ja gar nicht: Wir diskutieren. Genau das sollen Théophile und seine Freunde Ihrer Meinung nach morgen tun …«

»Es reicht! Ich habe dir schon einmal gesagt, dass ich derlei Unverschämtheiten in meinem Haus nicht dulde. Du darfst den Tisch verlassen.«

Der Vater schlägt sein Besteck klirrend gegen den Teller und blickt Eugénie herausfordernd an. Er ist derart gereizt, dass sich die Haare seines Backenbartes und seines dichten Schnurrbarts aufrichten. Stirn und Schläfen laufen rot an. Immerhin hat es Eugénie heute Abend geschafft, ihm eine Gefühlsregung zu entlocken.

Die junge Frau legt ihr Besteck auf den Teller und die Serviette auf den Tisch. Nicht unzufrieden mit der kleinen Verwirrung, die sie angerichtet hat, steht sie auf, grüßt unter dem bekümmerten Blick der Mutter und dem amüsierten ihrer Großmutter mit einem kurzen Nicken in die Runde und verlässt das Esszimmer.

»Du konntest dich vorhin wirklich nicht beherrschen, nicht wahr?«

Es ist Nacht geworden. In einem der fünf Zimmer der Wohnung schüttelt Eugénie das Bettzeug auf. Hinter ihr steht die Großmutter im Nachthemd und wartet darauf, dass sie schlafen gehen kann.

»Ich wollte nur, dass wir uns ein bisschen amüsieren. Dieses Abendessen war so unsäglich trist. Setzt Euch, Großmutter.«

Sie nimmt die runzlige Hand der alten Frau und hilft ihr, sich aufs Bett zu setzen.

»Noch beim Dessert war dein Vater verärgert. Du solltest seine Laune nicht überstrapazieren. Ich sage das dir zuliebe.«

»Macht Euch keine Sorgen, was mich betrifft. Noch tiefer kann ich in Papas Ansehen nicht sinken.«

Eugénie hebt die nackten, dürren Beine ihrer Großmutter an und hilft ihr, unter die Bettdecke zu schlüpfen.

»Ist Euch kalt? Soll ich noch eine Decke holen?«

»Nein, Liebes, alles gut.«

Die junge Frau kauert sich vor das wohlmeinende Gesicht der Alten, die sie jeden Abend zu Bett bringt. Ihr Blick tut ihr gut. Das Lächeln, wenn ihre Runzeln sich heben und ihre blassen Augen schmaler werden, ist das zärtlichste auf der ganzen Welt. Eugénie liebt sie mehr als ihre eigene Mutter, vielleicht zum Teil auch deshalb, weil

ihre Großmutter sie mehr liebt als eine eigene Tochter.

»Meine kleine Eugénie. Deine beste Eigenschaft wird auch immer dein größter Makel sein: Du bist frei.«

Ihre Hand kommt unter der Bettdecke hervor, um über das dunkle Haar der Enkelin zu streichen. Doch all das sieht Eugénie längst nicht mehr: Ihre Aufmerksamkeit hat sich etwas anderem zugewandt. Sie starrt in eine Ecke des Zimmers. Nicht zum ersten Mal fixiert sie regungslos einen unsichtbaren Punkt. Diese Momente dauern nie so lange, dass es wirklich beängstigend wäre. Geht ihr ein Gedanke oder eine Erinnerung durch den Kopf, etwas, das sie aufwühlt? Oder ist es wie damals, als Eugénie zwölf war und schwor, sie würde etwas sehen? Die alte Frau wendet den Kopf in die Richtung, in die ihre Enkelin blickt: In der Ecke des Zimmers befinden sich eine Kommode, eine Blumenvase und ein paar Bücher.

»Was ist, Eugénie?«

»Nichts.«

»Siehst du etwas?«

»Nein, nichts.«

Eugénie kommt wieder zu sich und streichelt lächelnd die Hand ihrer Großmutter.

»Ich bin müde, mehr nicht.«

Sie wird ihr nicht erzählen, dass sie tatsächlich etwas sieht – besser gesagt jemanden. Dass sie ihn schon längere Zeit nicht mehr gesehen und dass seine Anwesenheit sie

überrascht hat, auch wenn sie sein Kommen spüren konnte. Seit ihrem zwölften Lebensjahr sieht sie ihn. Er war zwei Wochen vor ihrem Geburtstag gestorben. Kaum ein paar Tage später saß die ganze Familie im heimischen Salon beisammen. Und ebenda war er ihr zum ersten Mal erschienen. Überzeugt, dass die anderen ihn ebenfalls sahen, hatte Eugénie gerufen: »Schaut doch, Großvater ist hier, er sitzt im Sessel, schaut!« – und je mehr man ihr widersprach, desto mehr beharrte sie darauf: »Großvater ist hier, ich schwöre es!« Bis ihr Vater sie so scharf und heftig zurechtwies, dass sie es später nie mehr wagte, die Anwesenheit des Verstorbenen zu erwähnen. Seine Anwesenheit und die der anderen.

Denn neben ihrem Urahn erschienen ihr auch andere. Als hätte die Tatsache, dass sie ihn einmal gesehen hatte, etwas in ihr aufgebrochen. Eine Art Durchgang, den sie in Höhe des Brustbeins verortet – jedenfalls spürt sie es dort –, ein Durchgang, der bis dahin versperrt und mit einem Mal frei war. Die anderen, die ihr erschienen, kannte sie nicht. Es waren Fremde, Frauen wie Männer jeden Alters. Sie tauchten nicht plötzlich auf – immer merkte Eugénie, wie sie allmählich näher kamen: Ihr wurden die Glieder schwer, sie spürte, wie sie in einen Halbschlaf sank, als wäre sie plötzlich ihrer Kraft beraubt, zugunsten von etwas anderem. Dann wurden sie sichtbar. Sie befanden sich im Salon oder saßen auf einem Bett, standen neben dem

Esstisch und schauten ihr beim Essen zu. Als sie noch kleiner war, fürchtete sie sich vor diesen Visionen, die sie zu einer wortlosen Einsamkeit verdammten. Wenn sie gekonnt hätte, hätte sie sich in die Arme ihres Vaters gestürzt und ihr Gesicht in seiner Jacke vergraben, bis die- oder derjenige sie in Ruhe ließ. So verwirrend das alles war, eines wusste sie genau: Es handelte sich nicht um Halluzinationen. Das Gefühl, das die Erscheinungen in ihr auslösten, ließ keinen Zweifel zu. Diese Leute waren tot, und jetzt besuchten sie sie.

Eines Tages tauchte ihr Großvater erneut auf, und diesmal sprach er mit ihr. Genauer gesagt hörte sie seine Stimme in ihrem Kopf, denn die Gesichter, die sie sah, waren stets unbeweglich und stumm. Er sagte, sie brauche keine Angst zu haben, sagte, dass sie ihr nichts Böses wollten und dass man sich vor den Lebenden mehr fürchten müsse als vor den Verstorbenen. Er fügte hinzu, dass sie eine Gabe habe und dass sie, die Toten, aus einem bestimmten Grund zu ihr kämen. Eugénie war fünfzehn. Doch das anfängliche Entsetzen blieb. Abgesehen von ihrem Großvater, dessen Besuche sie schließlich akzeptiert hatte, beschwor sie alle zu verschwinden, sobald sie ihr erschienen – und sie gehorchten. Sie hatte sich nicht ausgesucht, dass sie sie sah. Sie hatte sich diese »Gabe« nicht ausgesucht, die in ihren Augen ohnehin eher eine psychische Störung als eine Gabe war. Zu ihrer Beruhigung sagte sie

sich, dass es vorübergehen, dass all dies verschwinden würde, wenn sie das väterliche Heim erst verlassen hätte. Dann würde sie nicht mehr behelligt werden. Sie müsste nur Stillschweigen bewahren, bis es so weit war, selbst ihrer Großmutter gegenüber. Denn sollte sie noch einmal etwas Derartiges erwähnen, würde man sie unverzüglich in die Salpêtrière einliefern.

Am Nachmittag darauf gönnen die Schneefälle der Hauptstadt eine Atempause. In den weißen Straßen liefern sich die Kinder zwischen Bänken und Laternen spontane Schlachten mit eisigen Geschossen. Ein fahles, fast blendendes Licht liegt über Paris.

Théophile kommt aus der Toreinfahrt des Hauses und geht zu der Droschke, die am Straßenrand wartet. Seine roten Locken schauen unter dem Zylinder hervor. Er schlägt seinen Mantelkragen hoch, zieht sich eilig die Lederhandschuhe über und öffnet den Kutschenschlag. Mit einer Hand hilft er Eugénie beim Einsteigen. Ein langer schwarzer Mantel mit ausgestellten Ärmeln und Kapuze verhüllt ihre Gestalt. In ihrem Haarknoten stecken zwei Gänsefedern – für die spitzen, blütengeschmückten Hütchen, die derzeit überall in der Hauptstadt zu sehen sind, hat sie nicht viel übrig. Théophile geht zum Kutscher.

»Zum Boulevard Malesherbes Nummer 9. Und bitte,

Louis, falls mein Vater Sie fragt: Ich war allein.«

Mit einer stummen Geste macht der Kutscher klar, dass sein Mund versiegelt ist, und Théophile steigt zu seiner Schwester in den Wagen.

»Bist du immer noch verärgert, Brüderchen?«

»Du bist ein Ärgernis, Eugénie.«

Nach dem Mittagessen, einer Mahlzeit, die stets etwas fröhlicher ausfällt, sobald ihr Vater nicht daran teilnimmt, war Théophile wie gewohnt für ein zwanzigminütiges Nickerchen auf sein Zimmer gegangen, bevor er sich zum Ausgehen fertig machte. Er legte gerade seinen Zylinder vor dem Spiegel bereit, als es an seiner Tür klopfte. Vier Mal: seine Schwester.

»Komm rein.«

Eugénie hatte die Tür geöffnet und war hereingekommen – angekleidet und frisiert für die Stadt.

»Willst du etwa wieder ins Café? Das wird Papa gar nicht gefallen.«

»Nein, ich gehe mit dir in den Salon.«

»Auf keinen Fall.«

»Und wieso nicht?«

»Weil du nicht eingeladen bist.«

»Dann lade du mich ein.«

»Und außerdem sind dort nur Männer.«

»Wie öde.«

»Siehst du, du hast keine Lust hinzugehen.«

»Ich würde so gern wissen, wie es dort ist, bloß ein einziges Mal!«

»Wir sitzen in einem Salon, rauchen, trinken Kaffee dabei oder Whisky und tun philosophisch.«

»Wenn es dort wirklich so trist ist, warum gehst du dann hin?«

»Gute Frage. Es gehört sich so, nehme ich an.«

»Lass mich mitgehen.«

»Ich will mir nicht Papas Zorn zuziehen, falls er davon erfährt.«

»Daran hättest du denken sollen, bevor du mit dem Lieschen aus der Rue Joubert angebandelt hast.«

Théophile, wie vom Donner gerührt, hatte seine Schwester einige Sekunden lang angestarrt, die ihn lächelnd wissen ließ:

»Ich warte unten auf dich.«

In der Droschke, die nur mühsam durch die Schneewehen vorankommt, zeigt sich Théophile besorgt.

»Bist du sicher, dass Maman nicht gesehen hat, wie du weggegangen bist?«

»Maman sieht mich nie.«

»Du bist ungerecht. Nicht alle in dieser Familie haben sich gegen dich verschworen, weißt du.«

»Bloß du.«

»Genau. Ich werde mich mit Papa zusammentun und einen künftigen Gemahl für dich finden. Auf diese Weise

kommst du in sämtliche Salons deiner Wünsche und fällst mir nicht mehr auf die Nerven.«

Eugénie sieht ihren Bruder an und lächelt. Die Ironie ist der einzige Wesenszug, den sie miteinander teilen. Zwar sind sie einander nicht tief verbunden, aber es entzweit sie auch keine Feindseligkeit. Sie fühlen sich weniger als Bruder und Schwester denn als Bekannte, die ein herzliches Verhältnis pflegen, da sie doch unter einem Dach wohnen. Dabei hätte Eugénie allen Grund, ihren Bruder zu beneiden – der erstgeborene und damit heiß geliebte Sohn, ein Sohn, der zum Studium ermuntert wird, ein Sohn, in dem man den zukünftigen Anwalt sieht, während man in ihr nur die zukünftige Ehefrau vermutet. Irgendwann jedoch hat sie begriffen, dass ihr Bruder seine Situation ebenso erduldete wie sie. Auch Théophile musste den väterlichen Forderungen nachkommen, auch er musste den Erwartungen entsprechen, die ihm aufgezwungen wurden, und auch er musste seine innersten Wünsche für sich behalten. Denn wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte Théophile sein Bündel geschnürt und wäre auf Reisen gegangen, egal wohin, nur möglichst weit weg. Dies ist zweifellos die zweite Sache, die sie verbindet: Sie haben sich ihren Platz nicht ausgesucht. Aber genau in diesem Punkt unterscheiden sie sich auch. Théophile hat sich durchgerungen und seine Situation akzeptiert, seine Schwester aber lehnt die ihre ab.

Im Salon sieht es genauso aus wie bei ihnen zu Hause. Der Raum wird von einem Kristallkronleuchter beherrscht. Ein Diener geht mit einem Silbertablett zwischen den Gästen umher und bietet Gläser mit Whisky an, ein anderer serviert Kaffee in Porzellantassen.

Junge Männer stehen am Kamin oder sitzen auf Chaiselongues aus dem letzten Jahrhundert, rauchen Zigarren oder Zigaretten und unterhalten sich leise miteinander. Die neue Elite von Paris, angepasste Jasager. An ihren Gesichtern lässt sich erkennen, wie stolz sie sind, der richtigen Familie zu entstammen. Ihre lässigen Gesten verraten, dass sie nie schwere Arbeit leisten mussten. Das Wort »Wert« ergibt für sie nur Sinn im Hinblick auf die Gemälde an der Wand und den sozialen Status, den sie genießen, ohne dass sie je etwas dafür hätten tun müssen.

Ein junger Mann kommt ironisch lächelnd auf Théophile zu. Eugénie ist im Hintergrund geblieben und beobachtet die mondäne Gesellschaft.

»Cléry, ich wusste nicht, dass du heute in so charmanter Begleitung kommst.«

Théophile wird rot unter seinen roten Locken.

»Darf ich dir meine Schwester vorstellen, Fochon. Eugénie.«

»Deine Schwester? Ihr seht euch überhaupt nicht ähnlich. Angenehm, Eugénie.«

Fochon macht einen Schritt auf sie zu und greift nach

ihrer Hand. Sein durchdringender Blick ruft bei der jungen Frau einen leichten Ekel hervor. Er wendet sich Théophile zu.

»Hat dein Vater von Großmutters Erbschaft erzählt?«

»Ich hab's erfahren, ja.«

»Papa ist äußerst beleidigt. Schließlich hat er ständig von dem Schloss in der Vendée geredet. Dabei müsste ich viel mehr beleidigt sein, die alte Frau hat mir gar nichts hinterlassen. Mir, ihrem einzigen Enkel! Was soll's. Eugénie, wollen Sie etwas trinken?«

»Einen Kaffee. Ohne Zucker.«

»Die kleinen Federn da auf Ihrem Kopf sind lustig. Damit werden Sie unseren Salon heute aufheitern.«

»Demnach lachen Sie manchmal?«

»Und frech ist sie auch! Hervorragend.«

An diesem Ort, an dem alle Geräusche gedämpft sind, verstreicht die Zeit quälend langsam. Die Gespräche der kleinen Gruppen verschmelzen miteinander und sind am Ende nur noch ein Widerhall tiefer, gleichförmiger Stimmen, unterbrochen vom Klirren der Gläser und Tassen. Der Tabakrauch bildet einen samtigen, durchscheinenden Schleier, der über den Köpfen schwebt. Vom Alkohol sind die ohnehin schon schlaffen Körper noch träger geworden. Eugénie, die auf einem weich gepolsterten Samtsessel sitzt, gähnt hinter vorgehaltener Hand. Ihr Bruder hat

nicht gelogen: Nur gesellschaftliche Konvention kann das Interesse an diesen Salons erklären. Die Streitgespräche sind keine Gespräche, eher konventionelles Gerede, auswendig gelernte Gedanken, die von diesen vermeintlich belesenen Köpfen brav aufgesagt werden. Selbstverständlich spricht man hier über Politik – über die Kolonisation, Präsident Grévy, die Gesetze von Jules Ferry –, und auch ein bisschen über Theater und Literatur, aber ohne Tiefgang. In den Augen der jungen Männer gehören diese Themen eher in den Bereich der Vergnügungen, als dass sie zur intellektuellen Bereicherung beitragen würden.

Eugénie vernimmt das alles, ohne wirklich zuzuhören. Auch wenn es sie hin und wieder reizt, das Wort zu ergreifen, etwas zu entgegnen oder die Widersprüche innerhalb bestimmter Äußerungen aufzudecken, gerät sie doch nicht in Versuchung, diese kleinkarierte Welt aufzumischen. Sie weiß schon jetzt, worauf es hinauslaufen würde: Die Männer würden sie spöttisch ansehen, weil sie das Wort ergriffen hat, ihre Sätze mit einer abschätzigen Handbewegung übergehen und sie auf ihren Platz zurückverweisen. Die stolzen Köpfe wollen nicht in ihrer Position untergraben werden – schon gar nicht von einer Frau. Diese Männer mögen Frauen nur, wenn ihre Figur ihnen zusagt. Die hingegen, die ihrer Männlichkeit schaden könnten, die verspotten sie, oder – noch besser – sie entledigen sich ihrer. Eugénie erinnert sich an eine Meldung, die vor ungefähr

dreißig Jahren in der Zeitung gestanden hatte: Eine gewisse Ernestine wollte sich befreien aus ihrer Rolle als Ehefrau und nahm Kochkurse bei ihrem Cousin, einem Chefkoch, in der Hoffnung, eines Tages selbst am Herd einer Brasserie zu stehen. Ihr Mann, der seine Vormachtstellung bedroht sah, ließ sie daraufhin in die Salpêtrière einweisen.

Seit Beginn des Jahrhunderts hatten sich zahlreiche solcher Geschichten ereignet, sie wurden zum Gesprächsstoff in den Pariser Cafés oder standen als kurze Meldung unter der Rubrik Vermischtes in der Zeitung. Eine Frau, die auf ihren untreuen Mann losgegangen war: eingeliefert, genauso wie eine Bettlerin, die ihr Geschlecht auf der Straße entblößt hatte. Eine Vierzigjährige, die sich mit einem zwanzig Jahre jüngeren Mann in der Öffentlichkeit gezeigt hatte: eingewiesen wegen Unzucht, zusammen mit einer jungen Witwe, die von ihrer Schwiegermutter eingeliefert wurde, weil sie ihr seit dem Tod des Ehemanns zu melancholisch war. Eine Mülldeponie für all jene, die die öffentliche Ordnung gefährdeten. Eine Anstalt für Frauen, deren Empfindungen nicht den Erwartungen entsprachen. Ein Gefängnis für diejenigen, die sich einer eigenen Meinung schuldig gemacht hatten.

Seit Charcots Ankunft vor zwanzig Jahren heißt es, die Salpêtrière habe sich geändert. Jetzt würden nur noch die wirklichen Hysterikerinnen dort eingeliefert. Trotz dieser Behauptung bleiben Zweifel. Zwanzig Jahre sind nichts,

um tief verwurzelte Denkweisen in einer von Vätern und Ehemännern dominierten Gesellschaft umzukrempeln. Keine Frau kann je wirklich sicher sein, wegen ihrer Äußerungen, ihrer Eigenart oder ihrer Ideale nicht doch hinter den gefürchteten Mauern im dreizehnten Arrondissement zu landen. Daher sind sie auf der Hut. Selbst Eugénie mit ihrer kühnen Art weiß, dass man nicht alle Linien überschreiten darf – schon gar nicht in einem Salon voller einflussreicher Männer.

»… aber der Mann war ein Ketzer. Man sollte seine Bücher verbrennen!«

»Das hieße, ihm viel zu viel Bedeutung beizumessen.«

»Es ist nur eine Mode, bald wird man ihn vergessen haben. Wer kennt denn heute schon noch seinen Namen?«

»Meinen Sie den, der behauptet, es gäbe Gespenster?«

»Geister nennt er sie.«

»Ein Verrückter!«

»Wer sagt, der Geist würde die Materie überleben, widerspricht jeder Logik. Eine solche Behauptung leugnet sämtliche Gesetze der Biologie!«

»Mal abgesehen von diesen Gesetzen – wenn es tatsächlich Geister gibt, warum zeigen sie sich dann nicht viel öfter?«

»Prüfen wir's nach! Falls hier in diesem Zimmer Geister sind, fordere ich sie auf, ein Buch aus dem Regal fal-

len zu lassen oder ein Gemälde zu verrücken!«

»Hör auf, Mercier. So albern es ist, ich mag doch keine Scherze darüber.«

Eugénie hat sich in ihrem Sessel aufgerichtet und reckt den Hals zu der Gesellschaft hinüber. Zum ersten Mal, seit sie hier ist, lauscht sie dem Gespräch.

»Es ist nicht nur albern, sondern gefährlich. Haben Sie Das Buch der Geister gelesen?«

»Warum sollten wir unsere Zeit mit solchen Märchen verschwenden?«

»Wer ein guter Kritiker sein will, muss sich informieren. Ich hab's gelesen, und ich versichere Ihnen, dass ich mich von bestimmten Äußerungen in meinem christlichen Glauben zutiefst verletzt fühle.«

»Was kümmert dich das Geschwätz eines Mannes, der behauptet, er würde mit den Toten reden?«

»Er sagt sogar, es gäbe weder Paradies noch Hölle. Er verharmlost Abtreibungen, weil ein Fötus angeblich noch keine Seele hat!«

»Das ist Gotteslästerung!«

»Solche Gedanken verdienen den Strick!«

»Wie heißt der Mann, um den es hier geht?«

Eugénie ist aufgestanden. Ein Diener tritt hinzu und nimmt ihr die leere Tasse aus der Hand. Überrascht, etwas aus dem Mund des Mädchens zu hören, das bislang stumm und schweigsam dagesessen hat, drehen sich die Männer

um und blicken sie an. Théophile wird stocksteif vor Schreck: Seine Schwester ist unberechenbar, und ihre Worte schlagen stets Wellen.

Eine Zigarette in der Hand, steht Fochon hinter einem Sofa und deutet ein Lächeln an.

»Das Mädchen mit den Gänsefedern spricht endlich. Warum fragst du? Du bist doch keine Spiritistin, hoffe ich?«

»Wie heißt er, ich bitte Sie?«

»Allan Kardec. Warum? Interessiert er dich?«

»Sie alle beschreiben ihn so voller Inbrunst. Wenn jemand die Gemüter so aufwühlt, muss er doch irgendwo richtiggelegen haben.«

»Oder aber er hat sich grob getäuscht.«

»Das werde ich selbst herausfinden.«

Théophile drängt sich zwischen den Gästen hindurch zu Eugénie. Er packt sie am Arm und redet leise auf sie ein.

»Du gehst jetzt besser, wenn sie dich nicht auf der Stelle massakrieren sollen.«

Das Gesicht ihres Bruders ist eher sorgenvoll als fordernd. Eugénie spürt die abschätzigen Blicke, die sie von Kopf bis Fuß mustern. Sie nickt ihrem Bruder zu und verlässt den Salon mit einem kurzen Gruß in die Runde. Zum zweiten Mal in zwei Tagen herrscht bei ihrem Abgang drückendes Schweigen.

PIPER So vielseitig wie unsere Leser. piper.de

Mit bester Empfehlung von:

EAN 4043725005345

AB SOFORT BEI IHREM BUCHHÄNDLER!

ISBN 978-3-492-07014-0

ISBN 978-3-86952-444-3

Sie wollen wissen, wie es weitergeht? QR-Code einscannen und gratis reinhören.

Neue Bücher, exklusive Inhalte und tolle Gewinnspiele: **piper.de/newsletter**